

INDIVIDUELLE UND KOLLEKTIVE GESCHLECHTERBILDER

Bettina Heintz
Soziologisches Institut
der Universität Zürich
Zeltweg 63
CH-8032 Zürich

In den letzten Jahren zeichnet sich im Rahmen der Frauenforschung ein grundlegender Wandel ab: einmal eine Verlagerung des Interesses von der 'reinen' Frauenforschung hin zur Geschlechterforschung, zum andern eine Verschiebung von den strukturellen zu den kulturellen Bedingungen sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern (Oakley 1979; Eisenstein 1984). Zu dieser neuen Forschungstendenz gehören z. B. interkulturell vergleichende Arbeiten über die kulturelle Konstruktion von Geschlecht (z. B. Ortner & Whitehead 1981); aber auch empirische Untersuchungen über individuelle Einstellungen lassen sich mit einigem guten Willen dazu zählen.

Wenn wir zwischen gesellschaftlich objektivierter und individuell assimilierter Kultur auf der einen und normativen bzw. kognitiven Bildern auf der anderen Seite unterscheiden, so geht es beim Projekt "Gender images and national culture" um einen bislang eher vernachlässigten Forschungsbereich, nämlich um *kognitive* Geschlechterbilder auf *gesellschaftlichem* Niveau. Zahlreicher sind Untersuchungen über Bilder, insbesondere aber über Einstellungen, auf individuellem Niveau (z. B. Gaskell 1975; Roper & Labeff 1976; Mason u. a. 1976; Duncan & Duncan 1978; Thornton & Freedman 1979). Allein schon aus forschungsökonomischen Gründen stellt sich deshalb die Frage, inwieweit solche Untersuchungen für die Ermittlung von kollektiven Bildern fruchtbar gemacht werden können bzw. inwiefern individuelle Bilder Rückschlüsse auf kollektive Bilder zulassen.

Im folgenden Diskussionsbeitrag werde ich einige Ergebnisse aus einer Studie über individuelle Geschlechterbilder vorstellen und anschliessend drei Bedingungen formulieren, unter denen individuelle Bilder als Ausdruck der dominanten Kultur interpretiert werden können.

Im Mittelpunkt dieser Studie stand die Frage, ob die Berufsaufgabe von Frauen kognitive Konsequenzen hat, ob also die Uebernahme der familiären Rollen von einer kognitiven Umorientierung begleitet ist (B. Heintz 1982). Um diese Frage zu beantworten, wurden 235 Frauen mittels eines halbstandardisierten Fragebogens befragt, und zwar 115 berufstätige Frauen und 120 Hausfrauen. Die beiden repräsentativ ausgewählten Subsamples sind hinsichtlich Alter, Nationalität, Kontextzugehörigkeit und Zivilstand homogen. Sämtliche Frauen waren zwischen 25 und 35 Jahre alt, Schweizerinnen, verheiratet und lebten in Zürich. Im Gegensatz zu den Hausfrauen hatten die berufstätigen Frauen (noch) keine Kinder. Da jedoch die Mehrheit eine baldige Berufsaufgabe plant, lassen sich die synchron erhobenen Daten diachron interpretieren: Die beiden Frauengruppen repräsentieren dann zwei aufeinanderfolgende Phasen der weiblichen 'Normalbiographie' (vgl. Levy 1977).

Theoretisch ging diese Studie von einem Akteurmodell aus, das Individuen als 'practical social theorists' (Giddens 1976: 15) konzipiert (und sich damit den Rat von Miller, Galanter & Pribram zu Herzen nimmt, "ein bisschen Weisheit zwischen Reiz und Reaktion zu schieben"). Diese Konzeption erlaubt es, das wissenschaftstheoretische Begriffsinstrumentarium auf Alltagstheorien und Laientheoretiker zu übertragen (vgl. Obrecht u. a. 1976). Wenn ich also im folgenden von 'Bild' oder 'Modell' spreche, ist immer ein mehr oder weniger integriertes kognitives System bzw. eine 'schwache' Theorie gemeint.

Um die Codierungen, die ich zu ermitteln suchte, nicht bereits vorzugeben, wurden die meisten Fragen offen formuliert, wobei ich, um den kognitiven Aspekt von Bildern zu erfassen, zwei spezifische Fragetypen verwendet habe:

- 1) Fragen, die sich auf wahrgenommene Unterschiede beziehen (Klassifikationskriterien, Konzepte), und
- 2) Fragen, die eine Erklärung der wahrgenommenen Unterschiede verlangen (Theorien).

Die Fragen, die den Geschlechterbildern ¹ zugrundelagen, bezogen sich auf verschiedene Aspekte der geschlechtsspezifischen Organisation der Gesellschaft:

- 1) Ich habe neben den Geschlechterbildern auch die Gesellschaftsbilder erhoben, die ich aber hier nicht berücksichtige.

- a) auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung,
- b) auf die gesellschaftliche Stellung der Frau, und
- c) auf deren Legitimität.

Eine multidimensionale Skalierung dieser kognitiven Variablen ergab drei klar voneinander abgrenzbare und einander ausschliessende Geschlechterbilder. Ich habe sie als

- familistisches,
- feministisches und als
- psychologisches Modell bezeichnet.

Dieses Ergebnis ist nicht selbstverständlich. Es weist zum einen darauf hin, dass Geschlechterbilder mindestens auf der Ebene individuellen Bewusstseins existieren. Zum andern macht es deutlich, dass kognitive Strukturen mit systemhaftem Charakter eine empirische Realität sind, oder anders ausgedrückt: dass kognitive Elemente nicht beliebig kombinierbar sind. So schliessen sich z. B. die Wahrnehmung von geschlechtsspezifischen Machtdifferenzen und eine biologische Erklärung der Geschlechterbeziehung gegenseitig aus.

Das verbreitetste Modell ist das *familistische* Modell. Es wird von 36 % der befragten Frauen benützt. Das familistische Modell entspricht in etwa dem Modell, das im einleitenden Artikel (Murray & Held) als 'romantisch' bezeichnet wird: Frauen und Männer gelten als 'gleichwertig, aber andersartig'. Bezugsrahmen für dieses Modell ist die Familie. Gesellschaft und gesellschaftliche Stellung der Frau erscheinen nur am Rande im Blickfeld. Unterschiede zwischen Männern und Frauen beruhen in dieser Sicht auf ihren unterschiedlichen, jedoch als komplementär begriffenen gesellschaftlichen Leistungen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die der Frau den privat-familiären, dem Mann den gesellschaftlich-öffentlichen Bereich zuweist, wird biologisch begründet und damit legitimiert.

Fast ebenso verbreitet ist das *feministische* Modell. Es kommt bei 35 % der befragten Frauen vor, und zwar insbesondere bei den berufstätigen Frauen der Mittelschicht, aber auch bei Hausfrauen mit bereits älteren Kindern, die am Ende ihrer Familienkarriere angelangt sind. Das feministische Modell ist das einzige Modell, bei dem die Gesellschaft Bezugsrahmen für die Interpretation der Situation von Frauen ist. Die Beziehung zwischen den Geschlechtern wird als ein (illegitimes) Machtverhältnis wahrgenommen. Die gesellschaftliche Diskrimination der Frau wird soziologisch erklärt und auf die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zurückgeführt.

Das dritte Modell, das von 29 % der Frauen benützt wird, habe ich als *psychologisches* Modell bezeichnet. Es kommt vor allem bei berufstätigen

Frauen in hoher beruflicher Position vor. Im Vergleich zu den beiden andern Modellen ist es inhaltlich wie formal gesehen relativ diffus. Die soziale Realität wird gleichsam aufgelöst und auf psychische Prozesse reduziert. Einzig relevanter Akteur ist das Individuum, das jedoch von all seinen sozialen Bezügen und Rollen entkleidet ist. Explizit tauchen weder Gesellschaft noch Familie in diesem Modell auf. Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden auf psychische reduziert, wobei auch diese durch die Betonung gemeinsamer Grundbedürfnisse – wie etwa das Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Wärme etc. – praktisch wieder aufgehoben werden.

Alle drei Modelle lassen sich als individuelle Assimilationen vorgegebener kollektiver Bilder interpretieren.

Beim familistischen Modell handelt es sich um eine vereinfachte Version der *dualen Geschlechterphilosophie*, die im ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelt, im Verlauf des 19. Jahrhunderts systematisiert wurde und heute – z. B. als Grundlage des schweizerischen Eherechts – sozial durchaus noch relevant ist. Charakteristisch für die duale Geschlechterphilosophie ist

- a) die Universalisierung und Biologisierung der Frau auf der einen und die Individualisierung des Mannes auf der andern Seite,
- b) die Deduktion sozialer Arrangements – wie z. B. die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – aus invariant und polar konzipierten Wesensmerkmalen (Aktivität / Passivität, Rationalität / Emotionalität etc.), und
- c) das Postulat der psychischen und sozialen Komplementarität der Geschlechter (vgl. Hausen 1976).

Das feministische Modell ist eine Fortführung des *egalitären Geschlechterbildes* der (Früh-) Aufklärung, in dem, naturrechtlich begründet, das bürgerliche Gleichheitspostulat auf Frauen übertragen wurde: "L'esprit n'a point de sexe", wie es Poullain de la Barre 1673 formulierte (vgl. Baxmann 1983). Im Gegensatz zur dualen Geschlechterphilosophie, die eine grundlegende Differenz zwischen Mann und Frau behauptet, beruht das egalitäre Bild auf einer androgynen Geschlechterkonzeption. Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden als Produkt sozialer Zuschreibung gedeutet und von daher als illegitim erklärt. Obwohl das egalitäre Modell nie die gleiche soziale Akzeptanz erreichte wie die duale Geschlechterphilosophie, bildet es heute die legitimatorische Basis für den Gleichberechtigungsartikel der Bundesverfassung.

Das psychologische Modell schliesslich lässt sich als Ausdruck einer *'post-materialistischen'* Kultur interpretieren, wie sie von Inglehard für die urbanen Zentren der westlichen Industriegesellschaften behauptet wird (Ingle-

hart 1979). Dafür spricht einerseits, dass dieses Modell im Vergleich zu den beiden andern am wenigsten elaboriert ist (was sich mit der strittigen Frage nach der Kohärenz und Stabilität der 'postmaterialistischen' Werte deckt, vgl. z. B. Herz 1979; Lehner 1979); zum andern die Tatsache, dass es vor allem von sozial privilegierten berufstätigen Frauen benützt wird. Der materielle Aspekt der Geschlechterbeziehung (Lohndiskrimination, Aufstiegsbarrieren) spielt für diese Frauen nur noch eine geringe Rolle und wird zugunsten der immateriellen Aspekte ausgeblendet.

Ich möchte im folgenden in thesenartiger Form drei Bedingungen formulieren, unter denen individuelle Bilder, wie sie z. B. in dieser Studie ermittelt wurden, als Ausdruck der dominanten Kultur interpretiert werden können. Praktisch geht es also um die Frage, ob Untersuchungen über individuelle Geschlechterbilder für die Untersuchung kollektiver Bilder fruchtbar gemacht werden können.

Kollektive Bilder können als kulturelle Vorgaben betrachtet werden, die von Individuen entweder assimiliert, modifiziert oder auch abgelehnt werden können. Kollektive Bilder, die zum Fundus des sozialen Wissens einer Gesellschaft gehören, unterscheiden sich nach Grad ihrer Institutionalisierung und ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz. Nowotny & Schmutzer 1974 sprechen in diesem Zusammenhang von einer unterschiedlichen gesellschaftlichen 'Akkreditierung' sozialen Wissens. Die folgenden drei Hypothesen über die Bedingungen einer individuellen Uebernahme kollektiver Bilder beziehen sich auf in diesem Sinn hoch 'akkreditiertes' Wissen. Die Frage lautet also: Unter welchen Bedingungen werden gesellschaftlich *dominante* kulturelle Vorgaben – konformistisch – übernommen bzw. abgelehnt? ²

- 1) Kognitive Konformität ist dann zu erwarten, wenn die soziale Integration eines Individuums hoch ist. Hohe soziale Integration ist dann gegeben, wenn die Diskrepanz zwischen der individuellen Statuskonfiguration und
 - a) den gesellschaftlichen Vollständigkeitsnormen,
 - b) den gesellschaftlichen Gleichgewichtsdefinitionen, und
 - c) den gesellschaftlichen Mobilitätszielen gering ist, oder anders ausge-

- 2) Mit 'Uebernahme' der dominanten Kultur ist nicht eine passive Rezeption gemeint, sondern eine aktive Verarbeitung im Sinne einer Interaktion zwischen vorgegebenen kollektiven Bildern und individuellen Deutungsmustern. Deshalb werden sich kollektive und individuelle Bilder, auch bei grösstmöglicher Uebereinstimmung, niemals vollständig decken. Dazu – exemplarisch – Ginzburg 1983.

drückt, wenn die strukturellen Bewegungsmöglichkeiten eines Individuums nicht (oder nur in geringem Masse) von den gesellschaftlich vorgegebenen Wünschen abweichen (P. Heintz 1969; P. Heintz u. a. 1978).³

Allerdings bestehen erhebliche geschlechtsspezifische Unterschiede, was die strukturellen Bewegungsmöglichkeiten (z. B. weibliche Lohndiskrimination, Aufstiegsbarrieren) wie auch die gesellschaftlichen Zielvorstellungen (z. B. männliche Berufs- versus weibliche Familienkarriere) anbelangt. Soziale Integration muss also in jedem Fall geschlechtsspezifisch bestimmt werden.

- 2) Kulturelle Vorgaben werden vor allem dann direkt übernommen, wenn ihnen quasi ein Interpretationsmonopol zukommt, d. h. alternative, gesellschaftlich weniger akkreditierte Deutungsmuster nicht zur Verfügung stehen. Sobald – via Zugang zu alternativen Interpretationsmodellen – eine Relativierung möglich ist, entsteht eine prinzipiell kritische Distanz zu den dominanten kulturellen Vorgaben. Die Zugänglichkeit von alternativen Deutungsmodellen ist auf der Seite der Kultur abhängig von ihrer Heterogenität und Pluralität, auf seiten des Individuums von seiner (geographischen und sozialen) Mobilität und vor allem von seinem Bildungsgrad (P. Heintz 1975).⁴
- 3) Aber nicht nur (alltags-) theoretische, auch 'empirische' Widersprüche können zu einer Relativierung gesellschaftlicher Interpretationsangebote führen. Zu solchen 'empirischen' Widersprüchen, d. h. zu einer Diskrepanz zwischen eigener Erfahrung und dominantem Modell, wird es vor allem dann kommen, wenn der Referenzbereich innerhalb des eigenen Erfahrungsbereichs liegt und persönlich relevant ist. Und umgekehrt ist kognitive Konformität umso wahrscheinlicher, je weniger die kulturellen Vorgaben mit persönlichen Erfahrungen konfrontiert werden können. Konkret impliziert diese These, dass beispielsweise bei Weltbildern eine grössere kognitive Konformität zu erwarten ist als bei Geschlechterbildern.
- 3) Und umgekehrt sind Statusinkonsistenzen und Rangspannungen wesentliche Voraussetzungen für eine kognitive Distanz zur herrschenden Kultur. Allerdings müsste hier zwischen verschiedenen Formen von ungleichgewichtigen und rangtiefen Statuskonfigurationen unterschieden werden.
- 4) Mit Bildungsgrad ist hier nicht der Statusaspekt von Bildung angesprochen, sondern die damit verbundene Lernkapazität – der Bildungscodex.

Diese Ueberlegung steht nicht in Widerspruch zu Untersuchungen, die eine positive Beziehung zwischen sozialer Distanz und Konfliktwahrnehmung nachweisen (z. B. Meier 1981; B. Heintz & Obrecht 1981). Die Harmonisierung des Binnenbereiches und – komplementär dazu – die pessimistische Wahrnehmung des Aussenbereichs entspricht der offiziellen Deutung der Schweiz als konfliktarmer Insel in einer zunehmend bedrohlichen Umwelt.

Individuelle Bilder lassen also dann direkte Rückschlüsse auf die dominante Kultur zu, wenn die betreffenden Individuen sozial integriert sind (1), ihr Zugang zu alternativen Interpretationsangeboten begrenzt ist (2), und sie hinsichtlich des angesprochenen Referenzbereiches nur über wenig eigene Erfahrung verfügen (3). Sollen Untersuchungen über individuelle Geschlechterbilder für die Ermittlung von kollektiven Bildern fruchtbar gemacht werden, so müssten sie unter diesen drei Gesichtspunkten reanalysiert werden.

Dies möchte ich abschliessend anhand der oben beschriebenen Studie tun. Es handelt sich dabei allerdings nicht um eine empirische Ueberprüfung, sondern lediglich um eine Art Gedankenexperiment, das illustrieren soll, wie aus individuellen Bildern Hinweise auf kollektive Bilder gewonnen werden könnten. Konkret geht es darum, das vorherrschende Geschlechterbild jener Frauen zu ermitteln, die

- 1) sozial integriert sind und denen
- 2) gesellschaftlich weniger akkreditierte Deutungsmuster kaum zugänglich sind.

(Die dritte Bedingung – Uebereinstimmung von Codierungs- und persönlichem Erfahrungsraum – lässt sich hier nicht illustrieren, da der Referenzbereich nicht variiert).

Auch wenn die traditionelle weibliche Normalbiographie in den letzten Jahren etwas von ihrer Unausweichlichkeit verloren hat (zunehmende Berufstätigkeit von Frauen mit Kindern, demographische Veränderungen wie etwa Anstieg des Heiratsalters, Zunahme von Scheidungen, Rückgang der Kinderzahl etc., vgl. Borkowsky u. a. 1983; Hoffmann-Nowotny u. a. 1984), sind andere sozialbiographische Verläufe – zumindest in der Schweiz – noch kaum institutionalisiert. Die modale (und vollständige) weibliche Rollenkonfiguration ist immer noch die der (nicht-berufstätigen) Ehefrau und Mutter; Berufstätigkeit von Frauen mit (kleinen) Kindern, aber auch Kinderlosigkeit gelten nach wie vor als Makel.⁵ Aus diesem Grund sind Hausfrauen – trotz ihres

- 5) Dass sich diesbezüglich die gesellschaftlichen Verhaltenserwartungen in den letzten Jahren nur wenig verändert haben, zeigt z. B. ein Vergleich der Frauenstudie von Held & Levy, 1974, und einer Vox-Analyse aus dem Jahr 1981. In der Frauenstudie, deren Daten 1971 erhoben wurden, befürworteten gut 60 % eine traditionelle Arbeitsteilung. Zehn Jahre später sind es noch etwas mehr, nämlich 64 %, die die Familie als primären Wirkungsbereich der Frau definieren.

Rückzugs auf die Familie – sozial integrierter als berufstätige Frauen. Da die kognitive Konformität der Hausfrauen demnach grösser sein müsste als jene der berufstätigen Frauen, liesse sich das bei ihnen vorherrschende Geschlechterbild als Ausdruck der dominanten (Geschlechter-)Kultur interpretieren. ⁶

Betrachtet man die Verteilung der drei Modelle auf die beiden Frauengruppen, so zeigt sich, dass bei den Hausfrauen das familistische Modell überwiegt (es wird von 50 % benützt), während das feministische bzw. das psychologische Modell nur bei 31 % bzw. 19 % auftritt. Die berufstätigen Frauen hingegen codieren das Geschlechterverhältnis vorwiegend im Rahmen des feministischen (39 %) und des psychologischen Modells (38 %); das familistische Modell kommt nur bei 23 % vor. ⁷

Was die zweite Bedingung – die Zugänglichkeit von alternativen Deutungsmustern – betrifft, so erlauben die Daten nur eine Ueberprüfung des Zusammenhangs zwischen Bildungsstatus und Geschlechtermodell.

Bei tiefer Bildung dominiert das familistische Modell (64 %), während bei Frauen mit hoher Bildung das psychologische Modell überwiegt (55 %). Betrachtet man die beiden Subgruppen gesondert, so ist diese Beziehung bei den berufstätigen Frauen etwas ausgeprägter als bei den Hausfrauen: von den berufstätigen Frauen mit tiefer Bildung sind es 71 %, bei den Hausfrauen nur 60 %, die das Geschlechterverhältnis im Rahmen des familistischen Modells codieren.

Bei Frauen, die sozial integriert sind und/oder kaum Zugang zu alternativen Interpretationsangeboten haben, ist also das *familistische* Modell das vorherrschende Geschlechterbild. Das familistische Modell reflektiert auf individueller Ebene die duale Geschlechterphilosophie. Wenn die vorhergehenden Ueberlegungen zutreffen, wird demnach die dominante Kultur durch dieses traditionelle Geschlechterbild repräsentiert, während das egalitäre Modell und die 'postmaterialistische' Konzeption zu den gesellschaftlich noch wenig akkreditierten Sichtweisen gehören.

- 6) Die Beziehungen zwischen Geschlechtermodell und den beiden andern strukturellen Bedingungen für kognitive Konformität – gleichgewichtige und den gesellschaftlichen Mobilitätszielen entsprechende Statuskonfigurationen – lassen sich im Rahmen dieser Studie nicht überprüfen.
- 7) Diese Erklärung der Geschlechtermodelle (über die kognitive Konformität der befragten Frauen) ist nur eine der möglichen Interpretationen. Andere Erklärungen sind durchaus denkbar, vgl. B. Heintz 1982.

Dass dieser Schluss nicht abwegig ist, legen Untersuchungen über das Geschlechterbild in Lesebüchern (z. B. Nave-Herz 1982) und in der Werbung (z. B. Whipple & Courtney 1980; Kotelmann & Mikos 1981) nahe.⁸ Auch die Argumente, die in der Debatte über den Einbezug der Frauen in die Gesamtverteidigung benützt werden, weisen auf die kulturelle Dominanz des dualen Modells hin, und schliesslich auch die Tatsache, dass der 'biologische' (und soziale) Sonderstatus der Frau immer noch eine wesentliche ideologische Prämisse der schweizerischen Gesetzgebung bildet (vgl. Nabholz 1984).

Vergleicht man die Sichtweise der Befragungsgruppe – also relativ junge, verheiratete Frauen in einem urbanen Kontext – mit der als dominant postulierten Geschlechter-Kultur, so besteht eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem offiziellen (und vorwiegend von Männern produzierten) kollektiven Bild und den individuellen Bildern (von Frauen).⁹ Dem offiziellen Modell folgen nur (noch) ein Drittel der Frauen, die andern beziehen sich bei ihrer Deutung des Geschlechterverhältnisses auf kollektive Bilder, die gesellschaftlich noch wenig akkreditiert sind. Beispielhaft wird dieser 'Bild-Konflikt' in der gegenwärtigen Diskussion um die geplante Revision des Eherechts, und es wäre nicht uninteressant, anhand eines solchen Fallbeispiels die Wechselwirkungen zwischen individuellen und kollektiven Bildern zu untersuchen.

- 8) In der Schweiz gibt es meines Wissens bislang keine ähnlichen Untersuchungen, doch sind die Resultate dieser Studien sicher auch auf schweizerische Verhältnisse übertragbar.

In der Werbung zeichnet sich m. E. allerdings in den letzten Jahren ein Trend zu einer eher androgynen, 'partnerschaftlichen' Geschlechterkonzeption ab.

- 9) Damit ist keineswegs gemeint, dass sich diese Diskrepanz zwischen dem (von Männern produzierten) kollektiven Bild und den individuellen Bildern von Frauen auf einen Geschlechterdissens reduzieren liesse. Die Geschlechterzugehörigkeit ist nur eine der möglichen Erklärungsvariablen.